

Birgit Bütow / Chantal Munsch (Hrsg.)

## **Soziale Arbeit und Geschlecht**

Herausforderung jenseits von  
Universalisierung und Essentialisierung

**WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT**

*Birgit Bütow / Chantal Munsch*

## Soziale Arbeit und Geschlecht

### Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung<sup>1</sup>

Im Hinblick auf die theoretische Reflexion und praktische Bedeutung von Geschlecht stellt sich die Situation in der Sozialen Arbeit höchst heterogen dar. Sie kann mit drei grundlegenden Trends beschrieben werden: Zum *ersten* haben geschlechtsspezifische bzw. -reflexive Ansätze in der Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit eine lange Geschichte mit unterschiedlichen Diskussionslinien und kontroversen Debatten. Es gab und gibt theoretische Positionsbestimmungen im Kontext übergreifender, interdisziplinärer Paradigmendebatten von Geschlecht und anderen Differenzkategorien (etwa von Gender Mainstreaming oder Intersektionalität) genauso wie gendertheoretische Analysen der eigenen Disziplin und Profession sowie Praxen, die intensiv um die Vermittlung dieser Erkenntnisse in den Alltag Sozialer Arbeit ringen. Zum *zweiten* gibt es trotz der weithin anerkannten Bedeutung der sozialen Kategorie Geschlecht eine lange Tradition der Ausblendung sozialer Differenzierungen. Dies betrifft zentrale Konzepte und Begriffe der Profession (etwa Sozialraum- und Wirkungsorientierung oder Aktivierung), welche lange Zeit von einem starken Anspruch der Allgemeingültigkeit geprägt waren und es z.T. auch noch sind. Auch wenn soziale Differenzierungen nach wie vor nur am Rande reflektiert werden, ist gegenwärtig jedoch zu beobachten, dass theoretische Ansätze um Gender und andere soziale Differenzierungen zunehmend aufgegriffen werden. Zum *dritten* gibt es eine handlungsorientierte Theoriebildung und Praxis, in der Differenzen eher essentialisiert und weniger in ihrer Verwobenheit als Vermischungen und Zuschreibungen reflektiert und dekonstruiert werden (etwa im Sinne von *den* Mädchen/Jungen).

Debatten um Geschlecht und andere soziale Differenzierungen in der Sozialen Arbeit bewegen sich somit im Spannungsfeld zwischen theoretisch anspruchsvollen, z.T. aber unverbundenen Debatten und geschlechtersensiblen Angeboten,

---

1 Die Einleitung wurde für die zweite Auflage aktualisiert, um auf die Veränderungen in Theorie und Praxis zu reagieren.

essentialisierenden und verallgemeinernden Praxen und professionsbestimmenden fachlichen Ansätzen ohne Bezug zu Differenz. Die in diesem Band versammelten Aufsätze loten die hiermit verbundenen Fragen aus und suchen nach Antworten jenseits von Essentialisierung und Universalisierung. Gerade die Frage nach dem Bezug zwischen sozialpädagogischen Handlungsansätzen und dekonstruierenden bzw. auf die Vermischungen und Überschneidungen von Differenzlinien verweisenden Ansätzen zu Gender und anderen sozialen Differenzierungen stellt eine Herausforderung dar, die im Folgenden auf wichtige Punkte zugespitzt beschrieben wird, auf die hier jedoch keine abschließende Antwort gefunden werden kann.

## 1. Debatten und Ansätze zu Gender und sozialen Differenzierungen in der Sozialen Arbeit

Soziale Arbeit als „Grenzbearbeitung“ (Kessl/Maurer 2005) bewegt und legitimiert sich in besonderem Maße in der Wahrnehmung, Thematisierung und Bearbeitung von sozialen Differenzierungen bzw. sozialen Ungleichheiten entlang der Differenzlinien Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Es stellt sich daher die Frage nach der Bedeutung der sozialen Kategorie Geschlecht für die Soziale Arbeit als Profession und als Handlungswissenschaft und in welchem Verhältnis sie zu den anderen Differenzlinien diskursiv zu verorten ist.

Im Hinblick auf die Geschichte und Gegenwart der Profession wird Gender als zentraler struktureller Aspekt diskutiert. Der systematische Einbezug von Geschlechterverhältnissen in die Analyse von Sozialer Arbeit als Profession ermöglicht unter Bezugnahme auf Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung die Bestimmung von sozialem Status, von gesellschaftlicher Anerkennung und weiteren hierarchischen Strukturen, in denen sich Soziale Arbeit bewegt (vgl. Bereswill/Ehlert i.d.B.). Grundlegend ist hierbei die Erkenntnis, dass die (kapitalistische) Gesellschaft auf einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung von privater und öffentlicher Arbeit sowie den entsprechenden Hierarchisierungen aufruht (vgl. Knapp 2010). Der Zusammenhang von Sozialer Arbeit, der gesellschaftlichen Bewertung und Anerkennung von Tätigkeiten und der Arbeitsteilung der Geschlechter ist evident: Auf der einen Seite gibt es Debatten über die Anerkennung des beruflichen Status, über Handlungsautonomie und Professionspolitik, auf der andere Seite gelten Anerkennungsprobleme, Bindungs- und Abhängigkeitsdynamiken sowie die Nähe zum „Privaten“ als Gegenargumente zu einer Professionalisierung.

Betrachten wir die Wahrnehmung und Thematisierung von Geschlecht und anderen sozialen Kategorien in der Sozialen Arbeit, so wurden jeweils verschie-

dene Aspekte hervorgehoben: Historisch wie aktuell lassen sich Zusammenhänge zu sozialen Bewegungen ausmachen. Dieses kann beispielsweise für die Mädchenarbeit gezeigt werden, welche wesentliche Impulse durch die Frauenbewegung (vgl. Eggers i.d.B.) erfuhr. Ausgehend von wahrgenommenen Benachteiligungen suchte sie nach Wegen, Mädchen Chancengleichheit und Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten. Soziale Differenzierungen wurden in Bezug auf die mit ihnen verbundenen unhinterfragten Normalisierungen und Verallgemeinerungen, insbesondere des erwachsenen, weißen, christlichen Mannes aus der Mittelschicht reflektiert. In Abgrenzung zu diesen werden die spezifischen Bedürfnisse und Lebenslagen – z.B. von Mädchen – hervorgehoben und analysiert. In der Mädchenarbeit führte die Ausdifferenzierung der Angebote dabei auch zu einer Spezialisierung und damit zu einer Konzentration auf bestimmte Gruppen von Mädchen, die sich auch in den fachlichen Debatten niederschlug. Dazu zählen u.a. auch Diskurse über Mädchen als Opfer von Gewalt, die einerseits wichtige fachliche Impulse gaben (vgl. Hartwig i.d.B.). Andererseits wurden die spezifischen Unterstützungsbedarfe von Jungen lange Zeit nicht erkannt und auch Kooperationen von Jungen- und Mädchenarbeit bis in die Gegenwart erschwert (vgl. Eggers i.d.B.).

Solche Spezialisierungstendenzen nehmen besondere gruppenspezifische Unterstützungsbedarfe in den Blick. Sie unterliegen damit aber gleichzeitig der Gefahr der Essentialisierung. Dies bedeutet, dass Menschen durch ihre zugeschriebene Gruppenzugehörigkeit auf wenige Wesensmerkmale reduziert werden – im Zusammenhang Sozialer Arbeit meistens auf spezifische, zu bearbeitende Defizite oder Problemlagen und damit einhergehende Stereotype. In Bezug auf interkulturelle Mädchenarbeit zeigt sich z.B. ein starker pauschalisierender Fokus auf eine Unterdrückung von muslimischen Mädchen. Diese werden damit in besonderer Weise als Andere dargestellt (vgl. Baquero i.d.B.). Auch in den Ansätzen zur Jungenarbeit lassen sich ähnliche Tendenzen von Essentialisierung ausmachen (vgl. May i.d.B.; vgl. auch Budde/Debus/Krüger 2011). Grundlegend ist bei Essentialisierungstendenzen in den genannten Ansätzen zu problematisieren, dass soziale Differenzen als hergestellte, als soziale Konstruktionen ausgeblendet werden<sup>2</sup>. Soziale Differenzierungen als Konstruktionen zu reflektieren, bedeu-

---

2 Dabei ist zu bedenken, dass Essentialisierung und die Ausblendung von Konstruktionsprozessen nicht zwangsweise miteinander einhergehen. Gerade die klassische Unterscheidung von *sex* und *gender* beruht auf einem biologisch verorteten Dualismus und *gleichzeitig* auf der Analyse gesellschaftlicher Prägungen und der Reproduktion von Geschlechterverhältnissen (Gildemeister/Wetterer 1992).

tet dabei keinesfalls, dass sie irrelevant wären. Im Gegenteil, die grundlegende Wirksamkeit und der Einfluss von Konstruktionen von Gender wie auch anderen Differenzierungen auf alle Bereiche des Lebens werden kritisch analysiert. Der Begriff des Verdeckungszusammenhanges (vgl. z.B. Bitzan 1997) verweist dabei darauf, dass dieser Einfluss nicht bewusst, nicht offensichtlich ist. Die Wirksamkeit sozialer Differenzierungen lässt sich an ihrem Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit verdeutlichen: Gruppenzugehörigkeiten wie Geschlecht, Ethnizität oder soziale Schicht bestimmen Zugänge zu materiellen Ressourcen wie zu Statuspositionen (vgl. Kreckel 2001). Ein wesentlicher Grund für die Problematisierung von Geschlechter- und anderen Differenzen besteht somit in der damit verbundenen Hierarchisierung: Männlich und weiblich zugeschriebene Eigenschaften sind nicht gleichwertig, wie sich an der Dichotomie von Emotionalität vs. Rationalität gut verdeutlichen lässt. Ähnliche Hierarchien lassen sich für die als gegensätzlich konstruierten Pole jung-alt, schwarz-weiß, Ost-West, behindert-nicht behindert analysieren.

Neuere sozialwissenschaftliche Ansätze stellen insbesondere Vermischungen und Verwebungen in den Vordergrund. Die Ansätze kultureller Hybridität, Transkulturalität und mehrfacher Zugehörigkeit betonen die Vermischungen verschiedener kultureller Einflüsse. *Queer studies* stellen die Dichotomie von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie von Homo- und Heterosexualität in Frage und Zwischenformen, Kontinuum und Veränderbarkeit sowie Kontextabhängigkeiten ins Zentrum ihrer Analysen. Ansätze zu *diversity*, *diversity management* und *diversity politics* wenden sich von der Konzentration und Beschränkung auf jeweils eine bestimmte soziale Differenz ab (vgl. Bührmann 2009). Sie verbinden die lange Zeit eher getrennten Ansätze und analysieren demgegenüber die mit Differenzen verbundenen Prozesse über verschiedene Differenzlinien hinweg. In diesem Zusammenhang wird soziale Schicht nun auch als soziale Differenzierung, z.B. in Verbindung mit Habitus, Kultur etc. diskutiert.

Schließlich hat sich in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung eine intensive Debatte um Intersektionalität entwickelt. Dieser Ansatz betont die Überschneidungen, Wechselwirkungen und Zusammenhänge zwischen verschiedenen Differenz- und Ungleichheitsdimensionen, v.a. von „*gender, race and class*“ (vgl. Riegel i.d.B. ; Lutz u.a. 2010). Er verweist darauf, dass z.B. die Lebenslage von Frauen nicht verallgemeinert werden kann, stellt sie sich doch für Frauen unterschiedlicher sozialer Schicht oder Ethnizität anders dar. Intersektionalität gilt einerseits als neues Paradigma der Geschlechterforschung. Andererseits kann für die Theorie und Praxis z.B. von Mädchenarbeit konstatiert werden, dass sie ihrem Selbstverständnis nach schon immer soziale

Differenzierungen unter Mädchen berücksichtigt und diskutiert hätten, wenn auch nicht unter diesem Begriff (vgl. Eggers bzw. Riegel i.d.B.).

„Für die Praxis und Theorie der Sozialen Arbeit öffnet die Auseinandersetzung mit Intersektionalität den Blick für die Vielschichtigkeit und die Widersprüchlichkeit von Ungleichheitsverhältnissen, Benachteiligungsdynamiken und multiplen Zugehörigkeiten. Eine große Herausforderung ist dabei, verfestigte Strukturen der Ungleichheit zu erkennen und zugleich auf starre Gruppen- und Identitätszuschreibungen zu verzichten“ (Bereswill 2011: 212).

Das Zusammenwirken der Ungleichheitskategorien bedarf einer fall- und kontextspezifischen Rekonstruktion bzw. Berücksichtigung der jeweiligen Modi der Verknüpfung.

Der Ansatz der diversitätsbewussten, subjektorientierten Sozialpädagogik (Leiprecht 2008) bezieht diese theoretischen Analysen auf die Handlungsebene. Er verknüpft unterschiedliche diversitätsbezogene Ansätze mit den pädagogischen Ansätzen der AdressatInnen- und Subjektorientierung. Dabei stellt sich die Frage, wie sehr Differenzen oder eher die spezifische Subjektivität in den Vordergrund gestellt werden sollen.

Ausgehend von der Frage nach der Teilnahme von SchülerInnen mit Behinderung in Schulen wirft schließlich der Diskurs um Inklusion seit einigen Jahren eine neue Perspektive auf soziale Differenzierungen auch in der Sozialen Arbeit. Ziel ist es, Rahmenbedingungen zu schaffen, die allen Menschen unabhängig von bestimmten Behinderungen oder Gruppenzugehörigkeiten, Teilnahme ermöglichen. Unter der Prämisse „Alle sind gleich verschieden“ scheint hier das Ideal im Vordergrund zu stehen, dass soziale Differenzierungen keine ausschließende Relevanz mehr entfalten. Insofern stellt sich hier die Frage, wie die vorliegenden, eher kritisch-reflexiven Analysen von Benachteiligungen und Differenzierungen mit diesem lösungsorientierten Zugang ohne besonderen Fokus auf bestimmte Differenzierungen zu vereinbaren sind.

Viele GendertheoretikerInnen problematisieren daher, dass diese Debatten (um Intersektionalität, Diversity, Subjektorientierung, Dekonstruktion von Differenz, Hybridität und *queer* sowie Inklusion) die Kategorie Geschlecht ablösen oder aufweichen. In der Tat stellt sich die Frage nach der Berechtigung und Notwendigkeit der besonderen Thematisierung von Geschlecht als Struktur- und Differenzkategorie, im Vergleich zu den anderen. Die Herausforderung besteht daher zurzeit darin, Anschlüsse der Genderdebatte zu weiteren diversitätstheoretischen Konzepten der Sozialen Arbeit zu finden und gleichzeitig danach zu fragen, wo sich die Ansätze unterscheiden (vgl. Amstutz 2010).

## 2. Die Resistenz von Kernbegriffen und Kernkonzepten Sozialer Arbeit gegenüber sozialen Differenzen

Den elaborierten, in den letzten Jahren intensivierten Debatten um Geschlecht, Diversität und Intersektionalität steht eine bemerkenswerte Resistenz in weiten Teilen der Sozialen Arbeit gegenüber, auch wenn gegenwärtig einige Impulse aufgegriffen werden<sup>3</sup>. Wie Gerd Stecklina in diesem Band herausarbeitet, scheinen sich Geschlechtertheorien als SpezialistInnendiskurse entwickelt zu haben, deren Relevanz mittlerweile weitgehend respektiert wird (was ihre Ignoranz an anderer Stelle jedoch nicht ausschließt). Im Unterschied zu sozialer Ungleichheit, welche als Querschnittsperspektive in fast alle Ansätze Sozialer Arbeit einfließt, werden Geschlechterverhältnisse in weiten Teilen der Theoriediskussion der Sozialen Arbeit jedoch kaum berücksichtigt – und dies obwohl Geschlecht als prägend für soziale Ungleichheit angenommen wird. Auch die prinzipielle Anerkennung der prägenden Rolle gesellschaftlicher Geschlechterbilder und -normen im Sozialisationsprozess hat nicht dazu geführt, dass Geschlecht als Querschnittsperspektive Einfluss in den Theoriediskurs Sozialer Arbeit gefunden hätte. Somit stellt sich die Frage nach den Ursachen der Randständigkeit von Geschlechterdiskursen. Böhnisch und Funk (2002: 20 ff.) arbeiten heraus, dass diese mit den Institutionen und Funktionen von Sozialer Arbeit zusammenhängt, die wiederum auf bestimmten, rhetorisch neutralisierten aber inhärent geschlechtshierarchischen Normalitätsunterstellungen von Menschen in Familien, als Frauen und Männer, als Mädchen und Jungen, beruhen. Da gesellschaftliche Normalitätserwartungen institutionell durch Soziale Arbeit umgesetzt und Geschlechterrollen in Profession und Disziplin verankert sind, erschüttert deren kritische Reflexion Grundfesten von Profession und Disziplin – deren Marginalisierung kann daher als funktionaler „Systemschutz“ betrachtet werden.

Die Ausblendung von Geschlecht und anderen sozialen Differenzierungen betrifft zentrale Ansätze der Sozialen Arbeit. Dass diese blinden Flecken noch kaum erforscht sind, zeigt der Umstand, dass es sehr schwierig war, für diese Themen entsprechende AutorInnen der Disziplin zu finden. In Bezug auf die Ansätze zu Lebenswelt (Stecklina i.d.B.), Sozialraum (Landhäußer i.d.B.), Wirkungsorientierung (Lamprecht i.d.B.) und Aktivierung (Rudolph i.d.B.) lässt sich in diesem Sinne ein breiter Mainstream beschreiben, der weitgehend ohne Bezug zu Geschlecht und anderen sozialen Differenzierungen argumentiert.

---

3 Dazu mag beigetragen haben, dass sich in vielen Disziplinen poststrukturalistische, postkoloniale und *queere* Ansätze in den letzten Jahren entwickelt und verbreitet haben.

Gleichzeitig finden sich jeweils spezifische Studien und Ansätze, welche die Bedeutung dieser Ansätze für Geschlecht herausarbeiten. Sie fragen z.B. nach der geschlechtsspezifischen Prägung von Sozialräumen oder Partizipationsformen oder nach den Geschlechtervorstellungen, welche den Aktivierungspolitiken in gegenwärtigen sozialstaatlichen Regulierungen zu Grunde liegen. Die systematische Analyse von Auswirkungen der Ausblendung von Geschlecht in den zentralen Ansätzen bleibt dennoch eine theoretische und empirische Herausforderung, die mit folgender zu belegender These umschrieben werden kann: Die de-thematisierten Geschlechterbilder und -rollen in zentralen Ansätzen der Sozialen Arbeit kommen dennoch – durch ihre Funktionalisierung – zur Entfaltung und führen so zur Reproduktion von Geschlechterhierarchien. Die Differenzblindheit vieler Ansätze verstärkt damit die (weiter unten ausgeführte) differenz- und ungleichheitsreproduzierende Rolle Sozialer Arbeit. Wichtige Impulse zur Entschlüsselung dieses Zusammenhangs können z.B. von der intersektionalen Armutsforschung erwartet werden (vgl. Toppe i.d.B.).

Am weitesten entwickelt ist – wie bereits weiter vorn ausgeführt – die Analyse von Sozialer Arbeit als Profession (und damit zusammenhängende Konzepte von Professionalisierung) im Zusammenhang mit hierarchischen Geschlechterverhältnissen (vgl. Bereswill/Ehlert i.d.B.; Böhnisch/Funk 2002). Als sehr weit und differenziert entwickelt können auch Debatten um Bildung und die dazu gehörigen Genderthematizierungen (vgl. Bütow bzw. Althans i.d.B.) – bei gleichzeitiger Marginalisierung im Mainstream der Fachwissenschaft – betrachtet werden. Beide Debatten haben einen engen gegenseitigen Bezug und sind zugleich historisch in den Frauen- bzw. Emanzipationsbewegungen und aktuell vergleichsweise intensiv in der Genderforschung verankert.

Ein Blick in die Geschichte der Sozialen Arbeit (vgl. Althans i.d.B.) zeigt, dass zentrale Diskussionen in der Sozialen Arbeit, wie z.B. die Fragen nach Gerechtigkeit und Chancengleichheit oder nach der Sorge um den/die Anderen, eine „ökonomisch motivierte Inthronisierung der Mütterlichkeit“ (vgl. ebd.) implizit in sich bergen. Das bedeutet, dass viele Debatten in der Sozialen Arbeit Geschlechterverhältnisse und damit einhergehende Hierarchisierungen als implizite Grundlage haben, ohne sie explizit zu hinterfragen. Erweitert auf Geschlechter- und andere soziale Strukturdimensionen im Sinne einer intersektionalen Analyse (vgl. dazu Knapp 2010; Lutz u.a. 2010; Riegel i.d.B.) kann dann resümiert werden, dass Konzepte der Sozialen Arbeit, insofern sie soziale Differenzierungen ausblenden, immer auch differenzbezogene Hierarchien ausblenden.

An den De-Thematisierungsprozessen im Kontext von Geschlecht waren und sind auch Frauen als Akteurinnen und Protagonistinnen der Sozialen Arbeit

beteiligt, wie Birgit Althans in der Studie zum „Maskierten Begehren“ (Althans 2007) anhand der Aktivitäten von Jane Addams, Mary Parker Follett und Alice Salomon zeigt. Die u.a. von ihnen entwickelten ökonomischen Diskurse in der Sozialen Arbeit sollten zum einen das Soziale mit dem Ökonomischen verknüpfen, zum anderen als implizite Strategie Frauen und Sozialer Arbeit zu gesellschaftlicher Anerkennung verhelfen. Wenn gegenwärtig ökonomische Ansätze in der Sozialen Arbeit kaum kritisch von der Geschlechterforschung aufgegriffen werden, so scheint das wohl einerseits daran zu liegen, dass man im wissenschaftlichen, geschlechtsneutralen Mainstream damit keine Anerkennung in Form von beruflichen Gratifikationen bekommt. Andererseits scheint in der Geschlechterforschung nur wenig „Begehren“ zur Analyse und Kritik ökonomisch konnotierter Konzepte vorhanden zu sein. Stattdessen gibt es genügend Beteiligung an ökonomisch intendierten Begründungszusammenhängen von Gender Mainstreaming und Managing Diversity, ohne diese kritisch zu hinterfragen (Böhnisch/Funk 2002: 28 ff.).

Schlussfolgernd lässt sich festhalten, dass es sich bei der weitgehenden Resistenz von Kernbegriffen und Kernkonzepten der Sozialen Arbeit sozialen Differenzierungen und intersektionalen Perspektiven gegenüber nicht um ein „einfaches“ Übersetzungsproblem zwischen den verschiedenen Ebenen und Ansätzen handelt, sondern dass ihr Verhältnis komplex und konflikthaft ist.

### 3. Reproduktion sozialer Differenzen und Ungleichheit durch Soziale Arbeit

In der Praxis Sozialer Arbeit lässt sich – ähnlich wie im theoretischen Diskurs – zwischen auf eine bestimmte Gruppe spezialisierten Angeboten und solchen, die sich an „alle“ richten und in denen soziale Differenz nicht besonders hervorgehoben oder reflektiert wird, unterscheiden. So haben sich Mädchenprojekte aus der Neuen Frauenbewegung und aus der Kritik der Jugendarbeit heraus entwickelt, um Mädchen entsprechende Frei- und Entwicklungsräume zu bieten, die sie in koedukativen Jugendzentren so nicht hatten. Diese Ansätze haben sich in der Praxis weiter ausdifferenziert. Projekte für Migrationsandere (vgl. zum Begriff Mecheril 2004) entstanden zunächst eher aus einer defizitorientierten Perspektive. Sie werden bis heute kaum von Migrationsanderen selbst, sondern fast ausschließlich von Organisationen der Mehrheitsgesellschaft angeboten. Während Angebote für Migrationsandere mit dem Argument des *othering* in den letzten Jahren zunehmend problematisiert werden, scheint eine solche Kritik von geschlechtergetrennten Angeboten eher wenig verbreitet. Eine Reflexion

der Differenzierung wird jedoch sowohl in Bezug auf Geschlecht als auch in Bezug auf Ethnizität gefordert. So argumentiert beispielsweise Franz Hamburger (2009), ein spezieller Bezug auf die ethnische Differenz sei nicht per se, sondern nur in spezifischen Situationen notwendig. In ähnlicher Weise fragt Melanie Plößer (i.d.B.) nach der Bedeutung von Geschlecht in Beratungsprozessen. In ihrem Fazit plädiert sie für eine „3D-Brille“, welche diese Frage situations- und adressatInnenbezogen abwägt. Begründungen dafür finden sich u.a. bei Rudolph Leiprecht (2008), der die Reproduktion von sozialen Differenzierungen durch ihre spezifische Fokussierung kritisiert und für eine Subjektorientierung eintritt. Den Hintergrund dieser Problematisierung von Differenzierungen bieten theoretische Ansätze von mehrfacher Zugehörigkeit (Mecheril 2003) oder kultureller Hybridität (Tschernokosheva 2005), welche die Vermischungen von Kulturen betonen und das Konstrukt einer „reinen“ Kultur hinterfragen, insgesamt also die Konstruktion einer Differenz zwischen „Wir“ und „die Anderen“ sowie homogenisierende Perspektiven problematisieren. In ähnlicher Weise werden in Bezug auf Geschlecht dichotomisierende Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit kritisiert (vgl. z.B. Gildemeister/Wetterer 1992). In der Praxis stehen in mädchen- bzw. jungenspezifischen Angeboten jedoch eher die besonderen Bedürfnisse von Mädchen und Jungen im Vordergrund. Viele Träger von Mädchenspezifischen Angeboten fördern eine Mischung von homo- und heterosexuellen Frauen bzw. von verschiedenen Frauenbildern im Team. Auch ist Differenzsensibilität wichtiger Bestandteil von Fachlichkeit. Dennoch scheint es schwierig, die theoretische Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit in die Praxis zu übersetzen und über Alternativen zu den in der Praxis bewährten und etablierten Ansätzen zu diskutieren, etwa in der Arbeit mit Mädchen als Opfer von (sexueller) Gewalt. Die kritische Auseinandersetzung mit der Funktion von Differenz bzw. mit einer differenzreproduzierenden Sozialen Arbeit bleibt vielmehr weitgehend auf theoretische Überlegungen beschränkt. Es gibt darüber hinaus nur wenig durch systematische, vergleichende Studien gesichertes empirisches Wissen über Möglichkeiten und Grenzen der jeweiligen differenzsensiblen Angebote<sup>4</sup>. Es bleibt daher eine Herausforderung, eine eher dekonstruktivistische Perspektive, welche oft mehr Fragen stellt als sie Antworten zu geben vermag, mit den Anforderungen einer Praxis zu verknüpfen, welche handlungsfähig bleiben muss (vgl. Beitrag Eggers i.d.B.). So zeichnen sich auch die Beiträge dieses Bandes im

---

<sup>4</sup> Zu nennen ist v.a. ein aktueller Beitrag von Budde, Debus und Krüger (2011), die sich der Reproduktion von Geschlechterstereotypen in der Praxis der Jungenarbeit in einer empirischen Studie zugewendet haben.

Kapitel „Handlungsansätze zwischen Essentialisierung und emanzipatorischem Anspruch“ durch eine hohe theoretische Reflexion aus.

Die Reproduktion von sozialen Differenzierungen und Hierarchien erfolgt jedoch nicht in erster Linie in spezialisierten Angeboten. So zeigt Lotte Rose (i.d.B.) in ihren Überlegungen über Gesundheit, wie Stereotype in Bezug auf Geschlecht und soziale Schicht sich genau dann reproduzieren, wenn sie nicht thematisiert werden. Dies geschieht zumeist unter der Hand und unbemerkt. Ein Ansatz, welcher in besonderer Weise der kritischen Reflexion von Festschreibungen entgegensteht, ist u.E. derjenige der Wirkungsorientierung. In den letzten Jahren hat er erheblichen Einfluss auf die Praxis der Sozialen Arbeit, indem er Einrichtungen dazu zwingt, in ihren Konzepten genau zu beschreiben, welche Ziele sie mit welchen Mitteln erreichen wollen. Diese Operationalisierung geht zumeist mit einer klaren Beschreibung einer Zielgruppe einher. Dies zeigt sich insbesondere in eher technologisch angelegten Angebotsformen wie z.B. dem Antiaggressivitätstraining (vgl. Morath u.a. 2004) oder dem Haushaltsorganisationsstraining (vgl. Bödeker 2002), bei denen weitgehend unreflektierte geschlechts- aber auch milieuspezifische Zuschreibungen die Beschreibung der Zielgruppe wie auch der Angebote prägen. Der Druck, Erfolge messbar vorzuweisen und effektiv zu „produzieren“, verleitet dazu, die nun kleinschrittig zu formulierenden Ziele nicht mehr im Kontext gesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen und Hierarchien zu reflektieren. Eine Lebensweltorientierung, welche den Eigensinn der AdressatInnen betont und gar fördert, erscheint in diesem Zusammenhang zunehmend als antiquiert. Ziele scheinen v.a. die Beseitigung von Störungen, nicht mehr jedoch die Veränderung derjenigen Rahmenbedingungen zu sein, welche Störungen als solche hervorrufen oder definieren. In Bezug auf Geschlechterrollen verleitet insbesondere Wirkungsorientierung dazu, tradierte Rollenmuster für die Zielerreichung zu funktionalisieren, anstatt sie aufzubrechen und gesellschaftliche Erwartungen zu hinterfragen. Dies zeigt sich z.B. in den Hilfen zur Erziehung, wenn Mädchen in ihren tradierten Rollen als Versorgerinnen von Familien funktionalisiert statt mit eigenen Bedürftigkeiten betrachtet werden (vgl. Hartwig i.d.B.) oder andererseits Väter als Adressaten von Familienhilfe als Ernährer und kaum als Elternteil in den Fokus kommen (vgl. Sabla i.d.B.). Die Ziele der Maßnahmen betreffen in diesem Sinne eher individuelles, externalisierendes und störendes Verhalten. Dies wird u.a. dadurch deutlich, dass Jungen früher erzieherische Hilfen erhalten als Mädchen. Schließlich kann diese Orientierung auf Zielerfüllung eine Individuen (und eben nicht: Rahmenbedingungen) verändernde Rolle Sozialer Arbeit fördern, welche AdressatInnengruppen eher in Bezug auf zu behebbende Defizite oder als hilfebedürftig festschreibt. Wie

dies mit Stereotypen zusammenhängt, wird z.B. deutlich, wenn sich Angebote an Migrationsandere oder Mädchen darauf spezialisieren, ihnen Fähigkeiten zu vermitteln, welche sie benötigen, um sich in männlich dominierten Räumen durchsetzen oder in als westlich beschriebenen Gesellschaften „integrieren“ zu können.

In diesem Sinne kann Soziale Arbeit als eine Institution analysiert werden, welche an der Reproduktion sozialer Differenzierungen und den damit verbundenen Hierarchien beteiligt ist. Gerade indem sie Ziele für bestimmte soziale Gruppen beschreibt, um ihre Arbeit zu legitimieren, reproduziert sie Bilder z.B. von gewalttätigen jungen Männern türkischer Herkunft oder überforderten Unterschichtsmüttern. Diese Bilder müssen in Bezug auf die ihnen zu Grunde liegenden Normalitätsvorstellungen verstanden werden. Deren Analyse macht deutlich, dass sie mit einer bestimmten sozialen Zugehörigkeit (z.B. Mittelschicht) verknüpft sind. Indem sie für alle sozialen Gruppen verallgemeinert werden, führt dies dazu, dass besonders Minderheiten als Andere, Störende oder Defizitäre wahrgenommen werden.

## Schlussüberlegungen

Deutlich wird mit diesen Überlegungen, wie wichtig Reflexivität für eine differenzsensible Soziale Arbeit ist. Neben dem Verweis auf die skizzierten Ansätze von Intersektionalität, Subjekt- und Genderorientierung lohnt sich hier jedoch auch der Blick auf klassische Ansätze Sozialer Arbeit: So haben Devianzansätze sich kritisch mit dem Begriff der Stigmatisierung auseinandergesetzt und danach gefragt, wie Probleme und Defizite durch die Bearbeitung von Sozialer Arbeit zugeschrieben werden. Auch der für die Analyse der gesellschaftlichen Funktion Sozialer Arbeit wesentliche Begriff des Doppelten Mandates ist hier anschlussfähig: Soziale Arbeit hat neben dem Auftrag, die Einzelnen in ihrer Lebensbewältigung zu unterstützen immer auch ein gesellschaftliches Mandat, Stabilität und Normalität zu reproduzieren – auch in Bezug auf Geschlecht. Soziale Arbeit ist in diesem Sinne nie nur parteilich für Minderheiten – auch dann, wenn sie sich parteilich für mehr materielle Gerechtigkeit und/oder Anerkennung einsetzt, muss diese Arbeit im Kontext der Reproduktion gesellschaftlicher Stabilität verstanden werden. Das bedeutet nicht, dass Soziale Arbeit sich gegenüber gesellschaftlichen Verhältnissen unkritisch verhalten soll bzw. verhält.

Dieses Spannungsfeld wird auch in Bezug auf Normalitätsvorstellungen deutlich, welche immer im Kontext von Frauen- und Männerbildern, im Zusammenhang mit Ethnizität und sozialer Schicht verstanden werden müssen.

Hier stellt Soziale Arbeit einerseits Räume zur Verfügung, in denen – wie z.B. in Mädchengruppen – Eigensinnigkeiten jenseits gesellschaftlicher Normen gelebt werden können. Wenn diese Räume jedoch auf bestimmte soziale Zugehörigkeiten festgeschrieben bleiben, werden diese damit gleichzeitig wieder reproduziert. Die Ansätze von *diversity politics* verweisen in diesem Zusammenhang darauf, wie wichtig gerade der öffentliche Raum für die Sichtbarkeit und Akzeptanz von Andersheit ist. Anderen Formen von Geschlecht oder Ethnizität eine Öffentlichkeit zu verschaffen, Andersheiten also nicht nur im geschützten Rahmen zu fördern – dies verweist auf das politische Mandat der Sozialen Arbeit auch im Zusammenhang mit sozialen Differenzierungen. Erschwert wird dieses jedoch dadurch, dass Soziale Arbeit als pädagogische Institution der Pädagogisierung von „Problemen“ verhaftet bleibt. Dadurch geraten soziale Ungleichheiten in den Hintergrund. Deutlich wird hier, dass differenzensible Soziale Arbeit sich nicht auf die Ermöglichung, Unterstützung und Anerkennung Anderer, gerade auch *queerer* und hybrider Zugehörigkeiten und Lebensweisen fokussieren darf. Ihre politische Funktion umfasst gleichzeitig den Bezug auf soziale Ungleichheiten, auf die Gestaltung von Zugängen zu materiellen Ressourcen und Statuspositionen, welche mit sozialer Gruppenzugehörigkeit im Zusammenhang stehen.

### *Danksagung*

Abschließend möchten wir uns bei allen AutorInnen bedanken, die sich an diesem Sammelband beteiligt und mit uns bereits im Entstehungsprozess des Buches diskutiert haben. Vielen Dank auch für die schnellen Rückmeldungen zur zweiten Auflage. Dank der akribischen Arbeit von Anja Müller (Jena) und Alexandra Schneider (Siegen) konnten wir bei der zweiten Auflage auf bibliographische und orthographisch geprüfte Beiträge zurückgreifen. Nur wenige Beiträge wurden geringfügig aktualisiert.

Dank an den Sektionsrat Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der den Band finanziell unterstützt und die zweite Auflage begleitet hat.

Salzburg, Siegen,  
Birgit Bütow und Chantal Munsch

## Literatur

- Althans, Birgit (2007): Das maskierte Begehren. Frauen zwischen Sozialarbeit und Management. Campus: Frankfurt/New York.
- Amstutz, Nathalie (2010): Diversity Management: theorie- und politikfern? Für Mehrstimmigkeit in der Konzeptualisierung von Diversity Management. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, H. 2, S. 9-24.
- Bereswill, Mechthild (2011): Intersektionalität. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): *Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht*. Juventa: Weinheim und München, S. 210-213.
- Bitzan, Maria (1997): Der geschlechtsdifferenzierende Blick. Zur Arbeit mit dem weiblichen Gemeinwesen. In: *Widersprüche Heft 65 (Zur Politischen Produktivität von Gemeinwesenarbeit)*, S. 77-91.
- Bödeker, Stefanie (2002): Maßgeschneiderte Hilfe. Haushalt kann gelernt werden. In: *Neue Caritas*, 16/2002, S. 15-18.
- Böhnisch, Lothar/Funk, Heide (2002): *Soziale Arbeit und Geschlecht. Theoretische und praktische Orientierungen*. Juventa: Weinheim und München.
- Budde, Jürgen/Debus, Katharina/Krüger, Stefanie (2011): „Ich denk nicht, dass meine Jungs einen typischen Mädchenberuf ergreifen würden.“ Intersektionale Perspektiven auf Fremd- und Selbstrepräsentationen von Jungen in der Jungenarbeit. In: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, H. 3, S. 119-127.
- Bührmann, Andrea D. (2009): Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, H. 2, S. 28-44.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp/Wetterer (Hrsg.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, S. 201-254.
- Hamburger, Franz (2009): *Abschied von der Interkulturellen Pädagogik. Plädoyer für einen Wandel sozialpädagogischer Konzepte*. Weinheim und München.
- Kessl, Fabian/Maurer, Susanne (2005): *Soziale Arbeit*. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Maurer, Susanne/Frey, Oliver (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 111-128.
- Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Ziegler, Holger (Hrsg.) (2007): *Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die ‚neue Unterschicht‘*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2010): „Intersectional Invisibility“: Anknüpfungen und Rückfragen an ein Konzept der Intersektionalitätsforschung. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden, S. 223-244.

- Kreckel, Reinhard (2001): Soziale Ungleichheit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Neuwied, S. 1729-1735.
- Leiprecht, Rudolph (2008): Eine diversitätsbewusste und subjektorientierte Sozialpädagogik. Begriffe und Konzepte einer sich wandelnden Disziplin. *Neue Praxis*, H. 4, S. 427-439.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.) (2010): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit. Münster.
- Mecheril, Paul (2004): Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim/Basel.
- Morath, Rupert/Rau, Sandra/Rau, Thea/Reck, Wolfgang (2004): Anti-Aggressivitäts-Training. In: dies.: Schlaglos Schlagfertig. Der Gewalt entgegentreten. München: kopäd., S. 121-219.
- Tschernokoshewa, Elka (2005): Geschichten vom hybriden Leben: Begriffe und Erfahrungswege. In: dies. (Hrsg.): Auf der Suche nach hybriden Lebensgeschichten. Theorie – Feldforschung – Praxis. Münster, New York, München und Berlin, S. 9-41.